

Von der Schule über DSDS bis zum Komasaufen:
Das Bewusstsein der Heranwachsenden ist geprägt
von Wettbewerb. Dabei bleiben wichtige Korrektive
auf der Strecke, fürchtet Patrik C. Höring

Darf es nur einen geben?

Schneller, höher, stärker: Wettbewerb und Leistung sind fundamentale Kennzeichen einer offenen, modernen Gesellschaft. Gesellschaftliche Veränderungen, die sich in Deutschland in die Zeit des Abschieds von der Adenauerära und der frühen Sozialliberalen Koalition („Mehr Demokratie wagen“ – Willy Brandt in seiner Regierungserklärung 1969) datieren lassen, haben die Überbleibsel einer vormodernen, ständischen Gesellschaftsform erschüttert und der Moderne zum Durchbruch verholfen, der in den beiden vergangenen Jahrzehnten immer deutlicher spürbar wurde. Entwicklungen, die mit Begriffen wie Säkularisierung und Pluralisierung gekennzeichnet werden, setzen das Individuum frei, das sich fortan seine Stellung in der Gesellschaft selbst gestalten kann, zugleich aber eigenständig erarbeiten muss. Die eigene Identität ist nicht mehr eine

vorgegebene, sondern eine aufzugebene; was ich werden, wer ich sein will, ist meine eigene Aufgabe. Identität wird zum Ergebnis einer individuellen Leistung, aber nicht im luftleeren Raum; sie steht in Wechselwirkung zur gesellschaftlichen Stellung. Das Aufwachsen gleicht somit einem Wettrennen, dessen Ausgang veränderte Rahmenbedingungen positiv wie negativ beeinflussen. Dazu gehören nicht zuletzt die sinkenden Geburtenzahlen; allerdings wirken sie sich bei den Betroffenen bisher (noch) wenig auf das individuelle Erleben des Wettbewerbs um die besten Berufs- und Aufstiegschancen aus.

Bereits die Wahl der Grundschule stellt für Eltern eine Herausforderung dar. Mit dem Wegfall der vormaligen Schulbezirke und durch die Motorisierung der Eltern ist nicht mehr die Länge des Schulweges für

Leistung? Ja, aber ...

„Leistung ist der Quotient aus verrichteter Arbeit oder dafür aufgewendeter Energie und der dazu benötigten Zeit.“ So einfach-physikalisch definiert Wikipedia „Leistung“. Jenseits der Physik wird's jedoch deutlich komplizierter. So herrscht in der veröffentlichten Meinung hierzulande zwar weithin Einigkeit, dass wir in einer Leistungsgesellschaft leben; kaum jemand, der „Leistung“ als Wert offen in Frage stellt. Doch bei genauerem Hinsehen stellen Soziologen beträchtliche Unterschiede von Milieu zu Milieu fest.*

Für die Etablierten, die „etwas erreicht“ haben, ist „Leistung“ der zentrale Wert. Sie erwarten Leistung von sich selbst; dazu gehört auch, persönliche Bedürfnisse zumindest zeitweise zurückzustellen. Und von anderen: Die Menschen haben zwar unterschiedliche Fähigkeiten und manche bessere, andere schlechtere Startbedingungen. Doch jeder soll sich im Rahmen dessen, was er kann, engagieren; wer „zu faul“ ist, der soll sich auch nicht im sozialen Netz ausruhen können. Allerdings: Leistung hat ihre Grenzen, wo der Druck den Menschen schadet. Darunter leiden aber immer nur die anderen.

Für die Postmateriellen ist „Der Mensch ist das Maß“ eine grundlegende Maxime, „Eigenverantwortung“ ein

diese Wahl entscheidend, sondern das Profil und die Stellung der Schule innerhalb eines offiziellen oder inoffiziellen, durch Mundpropaganda entstandenen Rankings. Dieser Prozess wiederholt sich nach der Grundschulzeit unter unterschiedlichen Vorzeichen, je nach dem welche Mitsprachemöglichkeiten die einzelnen Bundesländer Eltern bei der Entscheidung für die weiterführende Schule einräumen. Spätestens jetzt kommen zu den schulischen Anforderungen, zumindest in bildungsnahen Bevölkerungsgruppen, zahlreiche weitere schulische wie außerschulische Engagements, die die Heranwachsenden für die Zukunft fit machen sollen.

Das Bild des Wettbewerbs durchzieht inzwischen nicht nur das Schul-Leben junger Menschen, sondern scheint auch zum Signum der Jugendkultur insgesamt zu werden. Zwar waren Rangstreitigkeiten auch in früheren Generationen an der Tagesordnung. Doch während sie früher, sowohl bei Jungen wie bei Mädchen, auf dem Schulhof, dem Bolzplatz oder in der Nachbarschaft ausgetragen wurden, verlagert sich der Wettbewerb heute in die Medien. Das Fernsehen macht es vor. In Casting-Shows, Dschungelcamps oder Big-Brother-Containern gilt das Motto des „Highlanders“: „Es kann nur einen geben.“ Doch gewinnen längst nicht die KandidatInnen

mit den besten Kenntnissen und Fertigkeiten, wie etwa in den ebenfalls beliebten Quiz-Shows. Viel häufiger entscheidet allein die eigene Selbstdarstellung über das Fortkommen; nur wer die Zuschauer für sich einnimmt, wird gewählt und kommt eine Runde weiter.

Bedeutsamer für den Alltag der Jugendlichen sind die Möglichkeiten zur eigenen Selbstdarstellung via Smartphone, die ihnen die virtuellen sozialen Netzwerke eröffnen. Facebook wird zur Plattform des eigenen Selbst – wobei Realität und virtuelle Selbstdarstellung nicht selten auseinanderklaffen. Der Wettbewerb setzt sich also fort. Komasaufen und Flatrate-Partys finden mehr nicht nur real, sondern auch im virtuellen Netzwerk als „Social Beer Game“, als „Neknominating“ statt (ein Trinkspiel nach dem Muster von Kettenbriefen, das schon zu Todesfällen führte, d. Red.).

Allerdings bleiben gesellschaftliche Teilhabe und damit persönlicher Erfolg im Bewusstsein von Jugendlichen im Wesentlichen durch die schulische Laufbahn vorgeprägt. Dabei überrascht es nicht, dass Gymnasiasten ihre individuellen Zukunftsaussichten optimistischer beurteilen, während sich bei Hauptschülern eher Skepsis, mitunter schon früh auch Resignation und Fatalismus breitmachen. Denn die jeweiligen

zentraler Wert. Vor diesem Hintergrund zeigen sie eine hohe Leistungsbereitschaft; vor allem wenn sie selbst gesetzte Ziele verfolgen, gilt Leistung als positiv. Kritisiert werden dagegen die Fremdbestimmung dessen, was als „Leistung“ anerkannt wird, und die Tendenz, Menschen allein an ihrer Produktivität zu messen. Außerdem betonen Postmaterielle die Abhängigkeit von äußeren Umständen und persönlichen Befindlichkeiten. Nicht jede/r kann zu jeder Zeit gleich viel leisten – darauf müssen die Anforderungen von außen Rücksicht nehmen.

Jung, dynamisch, unkonventionell – so sehen sich die Performer. Sie bejahen die Leistungsgesellschaft ganz selbstverständlich und fordern die Beschneidung von

„Filz“ und „Pfründen“, um die Leistungsorientierung noch zu verstärken. Leistung ist wichtig, um voranzukommen, Erfolg zu haben, Ausdruck des eigenen Ehrgeizes; sie darf aber nicht mit sozialer Kontrolle einhergehen und/oder die persönliche Gestaltungsfreiheit hemmen. Auch bloße Pflichterfüllung wird abgelehnt; Performer wollen mit der persönlich erbrachten Leistung wahrgenommen und nicht mit einer standardisierten Messlatte gemessen werden.

Auch **Konservative** und **Traditionelle** bewerten Leistung grundsätzlich positiv als Voraussetzung für persönliches Vorwärtkommen und die Verwirklichung von Zielen. Für sie gehören aber auch Niederlagen zum

Zukunftschancen sind durchaus unterschiedlich verteilt. Während viele mit den Herausforderungen zu recht kommen, sie mit pragmatischem Optimismus anpacken, bleiben nicht wenige auf der Strecke, geben auf halbem Wege auf oder erreichen das Ziel erst mit einiger Verspätung.

Die eigene Biographie bleibt auf diesem Hintergrund stets eine vorläufige. Es könnte immer auch ganz anders kommen. Klassische Erwerbsbiographien früherer Tage sind passé, Arbeitsverhältnisse oft befristet, unterbezahlt, unsicher. So verschieben sich etwa Heirat und Geburt eigener Kinder immer weiter in das mittlere Erwachsenenalter bis – ja, wann denn? – der „richtige Zeitpunkt“ gekommen ist.

Förderliche oder hinderliche Rahmenbedingungen sind bekannt. Weniger entscheidend ist die Wahl der vermeintlich richtigen Schule als vielmehr die Unterstützung von Kindern und Jugendlichen durch das familiäre Umfeld. Auch die staatlich verordnete (und von vielen Eltern dankbar aufgegriffene) Ausweitung der öffentlichen Bildungsanstrengungen in das frühe Kindesalter kann dieses Umfeld nicht ersetzen, hat jedoch zu einer markanten Pädagogisierung des Kindes- und Jugendalters geführt.

Leben. Vollends ins Negative kippt Leistung aus ihrer Sicht, wenn sie durch (selbstgesetzten) inneren oder (fremdgesetzten) äußeren Druck übertrieben wird; es gilt, Maß zu halten. Und anders als Performer, die Leistung mit Individualität, beruflicher Karriere und dem Brechen von Tabus verbinden, verstehen Traditionelle darunter vorrangig die fleißige Erfüllung vorgegebener Alltagsaufgaben: für die Familie, die Enkel da zu sein, anderen nicht zur Last zu fallen ...

Das Bestreben, viele Werte harmonisch zu verbinden und zu leben, charakterisiert die Bürgerliche Mitte. Doch bei der Bewertung von „Leistung“ führt das in ein Dilemma: Eigentlich ist „Leistung“ das, was ich aufbringe, um eigene Ziele zu erreichen. Doch das geht nur noch im privaten Bereich. Jenseits davon zählt vor allem die

Kinderpsychologen und Jugendforscher warnen derzeit vor den Gefahren der individuellen Überforderung, die etwa in Erkrankungen münden können: Wo bleiben jene, die dem Leistungsdruck nicht standhalten, wo doch (nur) Leistung lohnt? Kulturforscher fragen: Wohin wird sich das Gemeinwesen entwickeln, wenn zuvorderst eigene Interessen verfolgt werden? Löst sich die humane Gesellschaft in Einzelindividuen auf, die nicht mehr miteinander spielen, sondern nur noch im gegenseitigen Wettlauf auf getrennten Bahnen nebeneinander herlaufen?

Angesichts dieser Entwicklung könnte Kinder- und Jugendarbeit eine wichtige Korrekturfunktion in der Gesellschaft und im Prozess des Heranwachsens wahrnehmen. Stattdessen wird sie derzeit durch die Veränderungen im Schulsystem zunehmend an den Rand gedrängt, möglicherweise gar in ihrer Existenz bedroht. Freizeit ist längst nicht mehr freie Zeit für Familie und Gleichaltrigengruppe; vor allem die Freiwilligenarbeit, auf der zu weiten Teilen christliches Gemeinde- und Vereinsleben in Deutschland basiert, bekommt das zu spüren. Gerade ihre bisherigen „Leistungsträger“, also vor allem bildungsnahe Bevölkerungsgruppen, setzen ihre Schwerpunkte neu, da ihnen immer weniger Zeit für die ehrenamtliche Mitwirkung bleibt. (Bildungs-)

Erfüllung fremdbestimmter Vorgaben, nicht mehr die Qualität, sondern nur die quantitative Dimension von Leistung. Genau dieser äußere Druck verhindert jedoch „Leistung“, nagt am Selbstvertrauen und macht Angst vor einem Scheitern. Folglich fühlen Bürgerliche sich in einem Räderwerk, dem sie sich kaum entziehen können.

Ganz unverhohlen nennen Benachteiligte Geld als zentralen Wert im Zusammenhang mit Leistung. „Leistung“ und „Gegenleistung“ gehören zusammen: Wer etwas leistet, soll adäquat entlohnt werden. Das überrascht nicht, ist doch Hartz IV für viele Realität. Dabei erleben Benachteiligte sich als übervorteilt, nicht ihren Fähigkeiten entsprechend eingesetzt, für ihre harte Arbeit nicht ausreichend entlohnt, in Ein-Euro-Jobs ausgenutzt. Sie bringen Leistung nicht mit persönlicher Weiter-



Politiker wären gut beraten, das Korrektiv Kinder- und Jugendarbeit nicht vor-schnell einer Ökonomisierung des Bildungswesens unterzuordnen und aufzugeben. Als

Gegenüber zur Schule und zur Erwerbsarbeit war und ist Jugendarbeit das Feld emanzipatorischer Lernprozesse; sie stellt einen eigenen Lebensentwurf vor, lässt alternative Möglichkeiten menschlichen Zusammenlebens erproben und übt dabei ein am Gemeinwohl orientiertes Leben ein. Das gilt für kirchliche Jugendarbeit im Besonderen. Auch wenn die zeitge-

schichtlichen Umstände völlig andere sind, kommt doch den Kirchen auch heute jene Aufgabe zu, die Dietrich Bonhoeffer 1933 formulierte: „nicht nur die

Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen“.

Dr. Patrik C. Höring ist Professor für Katechetik und Didaktik des Religionsunterrichts an der Phil.-Theol. Hochschule der Steyler Missionare in Sankt Augustin und Vater zweier Kinder.

entwicklung in Verbindung und erleben sich machtlos gegenüber dem äußeren Leistungsdruck; je mehr gefordert wird, desto stärker geht die eigene Leistungskurve bergab.

Hedonisten propagieren hohe Werte und wehren sich gegen die „kalte“ und „lustfeindliche“ Leistungsgesellschaft; deren Ansprüche stehen den eigenen „natürlichen“ Vorstellungen entgegen. Einzig in der Freizeit können sie ihre Bedürfnisse leben; Leistung wird folglich als Angriff auf die eigene Vorstellung vom wahren Leben bewertet, sie verhindert Selbstentfaltung, Kreativität und Individualität.

Mit unkonventionellen Stilen experimentieren, Tabus brechen, mit Regeln kreativ umgehen, Grenzerfahrun-

gen erleben – so stellen sich Expeiditive ihr Leben vor. In ihrer Logik ist Leistung der Schlüssel zum Erfolg, unabhängig von einer Gegenleistung, und greift weit über die Arbeitsleistung hinaus: Es geht darum, ein selbst gestecktes Ziel zu erreichen. Deshalb unterscheiden Expeiditive zwischen der „persönlich-bedeutsamen“ und der „äußerlich-materiellen“ Leistung (auf die der größte Teil der Gesellschaft reduziert bleibe). Als furchtbar wird erlebt, dass auch Kinder schon an diesem äußeren Zwang, Leistung zu erbringen und zu steigern, gemessen werden.

* Die Darstellung der Milieus folgt der Beschreibung von Carsten Wippermann, Milieus in Bewegung. Echter Verlag, Würzburg 2011

